

Militarismus und Pazifismus [Schluss]

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **5 (1915)**

Heft 30

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-638564>

Nutzungsbedingungen

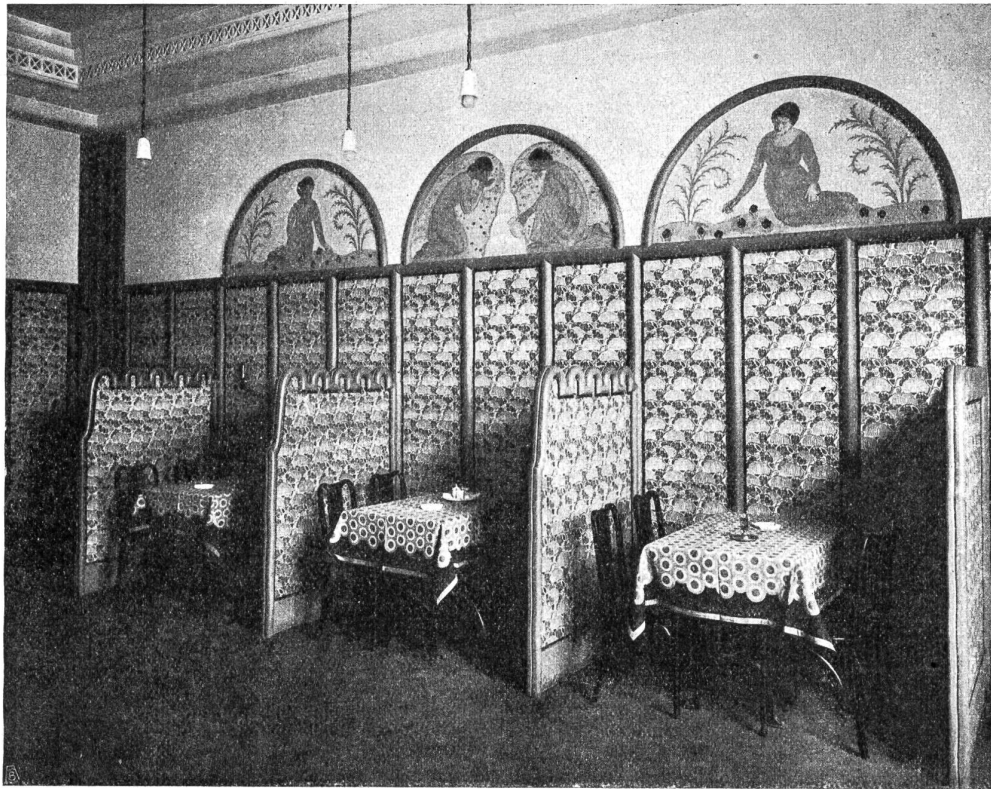
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Volkshaus Bern. Alkoholfreies Restaurant.

Nichts natürlicher als eine Harmonie; nur der, der sie schaffen muß, weiß, wieviel „Kleinarbeit“ es bedarf, bis sie vorhanden ist. Das ist es ja auch, das einem bei diesem Bau immer wieder auffällt, die hingebende Sorgfalt des Architekten für jede „Kleinigkeit“. Er weiß: in der Kunst gibt es nichts Kleines, nur das Kleinliche ist unkünstlerisch. Mit derselben Sicherheit, mit der er die monumentale Fassade aufreißt, baut er ein kleines Buffet, umschreibt er die Form einer Wanduhr, und aus dem räumlich Kleinen, wie aus dem Mächtigen spricht dieselbe Beschränkung auf das absolut Notwendige, Sinngemäße.

Ueber den Säulen, die im großen Saale die Theater-

der; Max Brad schmückte den Hauseingang zum Arbeitersekretariat mit leicht hingeworfenen, aber eindrucksfähigeren Gemälden.

Ergänzen wir noch, daß außer den genannten Räumen in dem Bau eine Reihe von Lesesälen, Bibliotheksräumen, 10 Versammlungs- und Vereinslokale, 52 Hotelzimmer, die Wohnung des Betriebsleiters und eine große Anzahl Dienstzimmer, ferner Verkaufsmagazine, ein Volksbad mit 42 Wannenbäder, weiterhin eine sehr geräumige Hoteltüche u. u. untergebracht sind, so haben wir wohl auch angedeutet, wie rationell der Raum ausgenützt wurde.

Jakob Bühler.

Militarismus und Pazifismus.

(Schluß.)

Halten wir uns darum an schweizerische Quellen. Es existieren zwei leicht zugängliche Darstellungen, die uns vorzüglich nach beiden Richtungen orientieren. Die eine ist ein Vortrag unseres Generalstabschefs Herrn Oberst von Sprecher.*) Die andere ist die Streitschrift von Dr. Max Gerber, eines jungen Theologen, der gegen die undemokratischen Tendenzen in unserem Heereswesen ankämpft.**) Oberst von Sprecher verteidigt den Krieg mit Argumenten der biblisch-christlichen Weltanschauung. Nach ihr ist der Krieg eine von Gott eingesetzte und gewollte Einrichtung. Das alte Testament enthält viele, das neue Testament wenige Beweise für die Göttlichkeit des Krieges. Christus und die Apostel haben sich zwar nie direkt über die Zulässigkeit des Krieges ausgesprochen; dafür sind indirekte Beweise zu finden: Paulus fordert Unterordnung unter

die Obrigkeit; die offizielle christliche Kirche folgte seiner Lehre; sie fordert von ihren Anhängern auch den Waffendienst für den Staat. Auch die Kirchenväter und später die Reformatoren standen zu dieser Gesinnung. Am konsequentesten hat Leo Tolstoi als Christ den Krieg abgelehnt. In „Mein Glaube“ schrieb er: „Wir vergessen, daß Christus sich gar nicht vorstellen konnte, daß Menschen, die an seine Lehre glaubten, ruhig einen Totschlag ihrer Brüder verüben konnten. Christus konnte sich das nicht vorstellen und deshalb konnte er dem Christen den Krieg nicht verbieten und weiter, daß es notwendig wäre, den Christen den mit dem Worte „Krieg“ bezeichneten Totschlag zu verbieten, das konnte kein Apostel und kein Jünger Christi aus den ersten Jahrhunderten des Christentums sich denken.“ Mit diesen und andern Aussprüchen Tolstois will von Sprecher beweisen, daß Tolstoi die Bibel einseitig und irrtümlich aufgefaßt hat. Er gibt zu, daß die moderne Kriegsführung rücksichtsloser geworden ist; der allgemein anerkannte Zweck des großen nationalen Krieges sei die Vernichtung der gegnerischen Streitkräfte. Aber, meint von Sprecher: „Der Grundsatz von

*) Er wurde gehalten an der XV. christlichen Studenten-Konferenz in Aarau 1911 und steht gedruckt in dem Bericht über diese Konferenz. Verlag von A. Franke, Bern. 112 Seiten, brosch. Fr. 1.75.

**) Demokratie und Militarismus. Betrachtungen über die Voraussetzungen schweiz. Militärpolitik von Max Gerber. Heft 24/25 der Sozialpolit. Zeitsfragen der Schweiz. Verlag des Schweiz. Grütlivereins in Zürich.

der Vernichtung des Gegners ist nur scheinbar ein grausamer; im Grunde ist die Kriegsführung die humanste, die die Entscheidung am meisten beschleunigt.“ Wie aber, wenn, wie im gegenwärtigen Kriege, beide Gegner dem Grundsatze folgen. Wenn beide den denkbar größten Kriegsapparat mit den denkbar besten Kriegsmitteln aufstellen; wenn beide vergiftende Gase, Dynamit, Hiesengeschütze, Millionen von Granaten fabrizieren und verwenden? Wir stoßen hier auf den gleichen Irrtum, der in dem Betrüsten mit seinem *si vis pacem, para bellum* liegt: Hier wird der Krieg nicht vermieden, sondern geschaffen, dort wird er nicht verkürzt, sondern verlängert. Die Zeitereignisse haben diese Tatsache auf das Schlagendste bewiesen.

Sprechers Meinung über die Kriegsnotwendigkeit deckt sich mit der in der oben von uns zitierten Briefstelle von Moltke. Er sagt: Nur dann ist der allgemeine sogenannte ewige Friede eine Wohltat, wenn er aus der Selbstlosigkeit der Menschen herauswächst. Ein ewiger Friede bei Fortwalten der materiellen, auf das Genießen gerichteten Geistesströmung, ein Friede ohne friedfertige Menschen wäre zweifellos ein schwerer Schaden für die Menschheit. . . . „Der Krieg ist dieser Welt so nötig, wie der Tod der sündigen Menschheit. Malen wir uns einmal das Bild dieser Welt aus, wenn der Tod aus ihr verschwände, ohne daß die Sünde aus ihr gewichen wäre; was würde die Selbstsucht der Menschen und all ihre Begierden aus der Welt machen? Man darf das Bild nicht ausdenken. Erst wenn die Sünde überwunden ist, wird der Tod aufgehoben sein, und so wird auch der Krieg erst ein Ende haben, wenn die Menschen das Gebot Jesu erfüllen, daß sie sollen vollkommen sein, wie Gott vollkommen ist.“ Nach von Sprecher wäre also der „ewige Friede“ eine Utopie. Friedenskongresse sind aussichtslose Versuche, ihn herbeizuführen, Friedensgerichte deshalb ungeeignet, weil ihnen die ausführende Macht fehlt und weil es „nun einmal Lebens- und Existenzfragen gibt, über die ein Staat, der noch lebensfähig ist, nicht andere wird absprechen lassen, sondern für deren Entscheid er sein Schwert und sein Alles einsetzen wird.“ Wir hören hier die gleichen Argumente, mit denen Oesterreich und Deutschland ein Schiedsgericht in der österreichisch-serbischen Frage abgelehnt hat. Und hier jedenfalls hat die Kritik Anhaltspunkte, um nachzuweisen, daß diese Auffassung unhaltbar und der springende Punkt in der ganzen Weltfriedensfrage ist.

Max Gerber sagt hierüber: „Nein! Die Menschheit läßt sich nicht ewig vorreden, daß gegenseitige Bekämpfung der Völker, daß Massenmord „Naturnotwendigkeit“ sei, daß sie womöglich noch notwendig sei zur Durchsetzung der Völker. Nicht darum handelt es sich, ob die Persönlichkeit und ihre Behauptung, ob auch die Völkerindividualität und ihre Behauptung Endziel, sondern wie diese Behauptung ins Werk zu setzen sei. Es ist ein unbewiesenes Dogma, daß diese Selbsterhaltung in alle Ewigkeit brutalen Mord nötig mache, ein Dogma von so gottverlassener Brutalität, daß der Verfasser dieser Zeilen lieber alle Dogmen der mittelalterlichen Kirche zusammen schluden wollte, als dieses eine. Wir alle haben dieses Dogma prinzipiell längst überwunden; noch mehr: Wir alle — die fanatischsten Militaristen eingeschlossen, sofern sie überhaupt leben — leben von der entgegengesetzten Wahrheit.“ Im bürgerlichen Leben, so argumentiert Gerber weiter, gelten längst das Faustrecht, das Recht zum Totschlag, die Blutrache nicht mehr. Im Gegenteil. Hier besteht für das Einzelindividuum die Pflicht der Unterordnung unter das Recht, das die Allgemeinheit aufgestellt hat. Wer geschichtlich denkt, findet es selbstverständlich, daß ein europäischer Staatsverband ohne Vorkherrschaft theoretisch möglich ist; die demokratischen Staats-

wesen Europas und Amerikas geben den Beweis dafür. Daß es praktisch heute noch nicht möglich ist, hängt mit der militärischen Politik der rein monarchischen Staaten zusammen. Denn es geht über das Vermögen eines Volkes, das andere als Gottesvolk anzuerkennen, unter dessen Willen man sich zu beugen habe. Professor Ragaz sagt hierüber zutreffend: „Selbstvergötterung scheint mir, wenn ein Volk sie übt, nicht edler, als wenn sie der einzelne Mensch pflegt. Was würden wir sagen, wenn eine Familie der Welt versicherte, was für Tugenden und Vorzüge sie habe, wie sie geradezu die Familie, die „Volksfamilie“ sei? Wir würden lachen. Aber wenn ein ganzes Volk das tut, wird es dann schöner? Was sagen wir dazu, wenn ein Volk behauptet, es sei das eigentliche „Menschheitsvolk“? . . .“*)

Max Gerber will unterscheiden zwischen Kampf und Krieg. „Der Streit ist der Vater aller Dinge“, gewiß; falsch aber ist es, wenn man meint, damit die Notwendigkeit des Krieges bewiesen zu haben, einer primitiven und sittlich tiefschendenden Art des Kampfes. . . . Gibt es wirklich nichts Gewaltigeres in der Menschheitsgeschichte, nichts Erhabeneres als dieses rohe Blutvergießen? Gibt es nicht sittliche Taten, Geisteskämpfe, die größer sind als der Schlachtenenthusiasmus, der neben der Kühnheit und Aufopferung längst überwunden geglaubte atavistische Triebe der Brutalität wieder aufweckt? Die Antwort ist gegeben.“

Gerber hat, als er seine Streitschrift verfaßte, das Erlebnis des gegenwärtigen Krieges nicht verfügbar. Wieviel Material hätte er da für seine Ansicht in den Händen gehabt! Einmal ist allen, die näher zusehen, die Erkenntnis geworden, daß keines der Völker Europas sich als „minderwertig“ erwiesen, das das Schicksal, unterjocht oder gar vernichtet zu werden, „verdient“ hätte. Logischerweise hat auch kein Volk das „Recht“, das andere zu unterjochen und seiner staatlichen Existenz zu berauben. Deutschland ist im Unrecht — d. i. „nicht im Recht“ — wenn es Belgien annektieren will. Es wird aber Belgien und andere Gegenden annektieren, um „seinen“ Krieg, den „Deutschen Krieg“, wie Paul Rohrbach ihn nennt, vor der deutschen Zukunft zu rechtfertigen. Nur vor der deutschen Zukunft, nicht aber vor der der Menschheit. Denn Deutschlands Aufstieg bedeutet Englands und Frankreichs Niedergang, bedeutet die „wirtschaftliche Angliederung“ aller kleinen Länder rings um Deutschland. Für die Betroffenen — und wer wäre nicht durch die deutsche Weltherrschaft betroffen? — ist schlechterdings kein anderes Gefühl als Haß diesem Kriege gegenüber möglich.

Ferner hat sich die Theorie von der Versumpfung im Materialismus in Friedenszeiten gerade durch diesen Krieg als nichtig erwiesen. Welches Volk in Europa — die kleinen Völker rechnen nicht mit — hat länger anhaltend Frieden gehabt als das deutsche, und welches hat sich schneller von seinem Materialismus losgerissen als das deutsche? Und hat man andererseits nicht gerade das deutsche Volk mit dem Hinweis auf die zu erkämpfende „wirtschaftliche Freiheit“, die seinen äußern Wohlstand riesenhaft steigern soll, für den Krieg begeistert? Nicht das siegende Volk ist es, das vom Kriege sittlich am meisten profitiert. Wie reimt sich diese Tatsache aber mit der Kriegsbegründung, das Volkswohl habe den Krieg notwendig gemacht?

Wer ehrlich ist und nicht in chauvinistischen Gründen befangen, der kann auch für das Völkerleben keinen andern als den im Einzelleben gültigen Grundsatz gelten lassen, nämlich den: Was du nicht willst, das man dir tu, das füg auch keinem andern zu. Er deckt sich mit dem Satze, den wir als den Angelpunkt christlicher Gesinnung auffassen: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.“

*) „Im Volksbuch“, 1915, S. 59.